

PATRICIA CORNWELL
Knochenbett



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Kay Scarpetta ist als Zeugin im Prozess gegen einen Öl-Tycoon geladen, dem der Mord an seiner spurlos verschwundenen Ehefrau Mildred Lott vorgeworfen wird. Wenige Stunden zuvor musste die berühmte Rechtsmedizinerin noch unter schwierigsten Umständen die mumifizierte Leiche einer Frau aus dem Bostoner Hafen bergen. Handelt es sich bei der Toten um die vermisste Industriellengattin? Diese Frage stellt sich auch die Anwältin des Angeklagten, die alles daransetzt, Scarpettas Reputation zu untergraben. Fieberhaft beginnt die Rechtsmedizinerin mit der Untersuchung der offensichtlich monatelang tiefgefrorenen Mumie, deren Verwesungsprozess nun rasend schnell verläuft.

Daneben machen ihr noch ganz andere Probleme zu schaffen: Ihr Chefermittler Pete Marino gerät unter Mordverdacht ins Fadenkreuz des FBI, und ihr Ehemann Benton Wesley scheint sich von ihr abzuwenden. Steuert Kay Scarpetta auf eine berufliche und private Katastrophe zu, während sie eigentlich damit befasst sein sollte, einem ebenso gerissenen wie grausamen Mörder auf die Spur zu kommen?

Weitere Informationen zu Patricia Cornwell
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches

Patricia Cornwell

KNOCHENBETT

Ein Kay-Scarpetta-Roman

Aus dem Amerikanischen
von Karin Dufner

Mit Kurzporträts
der Serienhelden im Anhang

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »The Bone Bed«
im Verlag G.P. Putnam's Sons, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe März 2015
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2012 by CEI Enterprises, Inc.
Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2013
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg, www.hoca.de.
Die Kurzporträts der Serienhelden im Anhang dieser Ausgabe
wurden von Andreas Feßer verfasst.
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Th · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-47854-5
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Staci.

Du machst es möglich, und zwar so,
dass es Spaß macht.

Prolog

22. Oktober 2012

6 Uhr 20

In der Peace Region im nordwestlichen Alberta, wo der Red Willow River und der Wapiti River zusammentreffen, bricht sich dunkelgrünes Wasser schäumend an den Stämmen umgestürzter Bäume und den grauen sandigen Inselchen mit ihren weißen Kiesstränden.

Die Hügel sind dicht mit Schwarzfichten und Espen bewachsen, deren Schösslinge in steilen Winkeln aus Uferböschungen und Felswänden ragen. Ihre schlanken Stämme recken sich der Sonne entgegen, bis irgendwann die Schwerkraft obsiegt und sie jäh abknicken lässt.

Totes Holz bedeckt die Ufer und sammelt sich, von der Strömung ein ums andere Mal herumgewirbelt, zwischen geborstenen Baumstümpfen und zersplitterten Ästen, Treibgut, das im endlosen Kreislauf des Lebens, des Werdens und Vergehens, des Verfalls, der Wiederauferstehung und des Todes stromabwärts getragen wird.

Von menschlichen Behausungen fehlt jede Spur; so weit das Auge reicht, kann ich weder die Hinterlassenschaften der Zivilisation, Umweltschäden oder auch nur ein einziges Gebäude erkennen. Ich male mir eine Naturkatastrophe vor siebzig Millionen Jahren aus, bei der eine Herde durchziehender Pachyrhinosaurier, einer nach dem anderen, ihr Leben ausgehaucht hat. Hunderte von ihnen ertranken, zappelnd in Todesangst, als sie versuchten, den Fluss während eines Hochwassers zu überqueren.

Ihre gewaltigen Kadaver wurden entweder von Aasfressern vertilgt oder verwesten und zerfielen. Im Laufe der Zeit schoben Erdrutsche und Wassermassen die Knochen dann zusammen, bis sie sich in Gletschersedimente und Ausbuchtungen verwandelten, die vom Granit des Flussbettes und von Geröll kaum noch zu unterscheiden waren.

Die Szenen, die auf meinem Computermonitor an mir vorbeiziehen, könnten eine unberührte Wildnis zeigen, in die seit der Kreidezeit niemand mehr einen Fuß gesetzt hat, wenn da nicht noch etwas anderes klar zu sehen wäre: Die Videoaufnahmen wurden von einem Menschen gemacht, der eine Kamera bei sich hatte, während er über das seichte Wasser glitt und in halsbrecherischer Geschwindigkeit Sandbänke, halb aus dem Fluss ragende Felsstücke und tote Bäume umrundete.

Es sind keine erkennbaren Einzelheiten vom Rumpf des Schnellboots, dem Fahrer oder den Passagieren an Bord auszumachen. Nur die Metallreling des Achterdecks und der Umriss einer Person, die sich schwarz vom grellen Sonnenlicht abhebt; ein scharf konturierter Schattenriss vor hellem aufgewühltem Wasser und einem weiten blauen Himmel.

Gerade werfe ich einen Blick auf meine überdimensionale Titanuhr an ihrem Kunststoffband und greife nach meinem Kaffee – schwarz, kein Süßstoff –, als sich auf dem Flur meines runden Institutsgebäudes Schritte nähern. Es steht am westlichen Rand des Campus, der zum Massachusetts Institute of Technology gehört. Wir haben den dritten Montag im Oktober. Draußen ist es noch nicht hell geworden.

Sechzehn Stockwerke unter meinem Büro in der obersten Etage, auf dem Memorial Drive, fließt ein steter Strom an Fahrzeugen vorbei. Der Berufsverkehr setzt in Cambridge, völlig unabhängig von Jahreszeit und Wetter, stets schon lange vor Sonnenaufgang ein. Scheinwerfer kriechen am Ufer entlang wie leuchtende Insektenaugen. Das dunkle Wasser des Charles River kräuselt sich, und auf der anderen Seite der Harvard Bridge bildet die Stadt Boston eine glitzernde Barriere zwischen den Horten von Wirtschaft und Bildung und den Häfen und Buchten, die schließlich ins Meer übergehen.

Für meine Mitarbeiter ist es eigentlich noch zu früh, außer es ist einer meiner Mordermittler, und ich kann mir keinen vernünftigen Grund vorstellen, der Toby, Sherry oder wer sonst gerade Bereitschaftsdienst hat, auf diese Etage verschlagen haben könnte.

Genau genommen habe ich keine Ahnung, wer um Mitternacht seine Schicht angetreten hat. Also versuche ich, mich zu erinnern, welche Autos bei meiner Ankunft vor etwa einer Stunde auf dem Parkplatz standen. Die üblichen weißen SUV und Transporter und eines unserer mobilen Labors, wenn ich

mich recht entsinne. Sonst ist mir nichts aufgefallen, weil ich zu sehr mit meinem iPhone beschäftigt war, das mich mit ständigen Signaltönen und Nachrichten an Telefonkonferenzen, Termine und auch daran erinnert hat, dass ich heute noch zum Gericht muss. Situative Unaufmerksamkeit, Folge von Multitasking, sage ich mir gereizt.

Ich sollte besser auf meine Umgebung achten, tadle ich mich selbst. Trotzdem muss ich mir nun wirklich nicht auch noch darüber den Kopf zerbrechen, wer im Moment Dienst hat. Verärgert denke ich an meinen Chefermittler Pete Marino, dem es inzwischen offenbar zu lästig geworden ist, den elektronischen Terminkalender zu aktualisieren. Wie schwer kann es denn sein, Namen von einer Datei in die andere zu ziehen, damit ich den Dienstplan vorliegen habe? Er lässt das nun schon geraume Zeit schleifen und verbunkert sich außerdem. Wahrscheinlich sollte ich ihn zum Essen zu mir nach Hause einladen, eines seiner Lieblingsgerichte kochen und ihn fragen, was ihn bedrückt. Allerdings zerrt diese Vorstellung an meiner Geduld, und von der habe ich derzeit viel zu wenig.

Ein Geistesgestörter. Oder vielleicht wäre böse das bessere Wort.

Ich spitze die Ohren, um herauszufinden, wer sich hier herumdückt, höre aber nichts. Währenddessen durchforste ich das Internet, klicke Dateien an und grüble immer wieder über dieselben Fragen nach. Allmählich wird mir klar, wie viel Kraft mich das kostet und wie wütend es mich macht.

Jetzt hast du ausnahmsweise mal bekommen, was du wolltest.

Ich habe wirklich schon viele grausige und abstoßende Dinge gesehen und stecke das alles irgendwie weg. Doch am gestrigen Abend bin ich völlig überrumpelt worden. Es war ein ruhiger Sonntag zu Hause mit Benton, meinem Mann. Musik spielte, und das MacBook stand aufgeklappt auf dem Tisch, nur

für den Fall, dass etwas geschehen sollte, von dem ich sofort erfahren musste. Ich war völlig entspannt und in die Aufgabe vertieft, eines seiner Lieblingsgerichte zuzubereiten, *risotto con spinaci come lo fanno a sondrio*. Während ich darauf wartete, dass das Wasser im Topf kochte, trank ich einen Riesling Geheimrat »J«, der mich an unsere kürzliche Wienreise und den emotionsgeladenen Grund dafür erinnerte.

Und so schwelgte ich in Erinnerungen an geliebte Menschen, kochte ein köstliches Essen und genoss dabei einen leichten Wein, als um Punkt 18 Uhr 30 Ostküstenzeit die E-Mail mit angehängter Videodatei auf meinem Computer landete.

Den Absender kannte ich nicht: BLiDedwood@stealthmail.com.

Es gab keine Nachricht, nur einen Betreff: ZU HÄNDEN VON CHIEF MEDICAL EXAMINER KAY SCARPETTA, fett und in Großbuchstaben.

Anfangs wusste ich mit dem achtzehneckündigen Video ohne Ton nichts Rechtes anzufangen, zusammengestückelte Szenen einer Fahrt mit dem Schnellboot in einem mir unbekanntem Teil der Welt. Bei der ersten Durchsicht erschien mir der Film harmlos und sagte mir auch nicht viel, und ich war sicher, dass jemand ihn mir versehentlich geschickt hatte. Doch dann stoppte die Aufnahme plötzlich und wurde von einer jpg-Datei abgelöst, einem Bild, das den Betrachter ganz offensichtlich schockieren sollte.

Wieder lasse ich eine Suchanfrage in den Cyberspace los, da ich nicht viel Hilfreiches über den Pachyrhinosaurus finden kann, einen pflanzenfressenden Dinosaurier mit breiter Schnauze, einem verhornten Gesichtspanzer und einem flachen Wulst. Ein ausgesprochen merkwürdiges Geschöpf, das einem zwei Tonnen schweren kurzbeinigen Rhinozeros mit einer grotesken Knochenmaske ähnelte, denke ich mir, als ich die gezeichnete Abbildung betrachte. Ein Reptil mit einem Ge-

sicht, das man nicht leicht liebgewinnt. Allerdings ist es Emma Shubert gelungen, und nun fehlt der achtundvierzigjährigen Paläontologin ein Ohr. Vielleicht ist sie auch tot. Oder beides.

Die anonyme Mail wurde direkt ans CFC, das Cambridge Forensic Center, geschickt, dessen Leiterin ich bin. Ich stelle mir vor, wie ein Schnellboot über einen Tausende von Kilometern nordwestlich von hier gelegenen Fluss in einem gottverlassenen Winkel der Erde rast. Ich mustere die überbelichtete gespenstische Gestalt im Heck, die vermutlich auf einer Bank sitzt, und zwar direkt gegenüber der Person mit der Kamera.

Wer bist du?

Und im nächsten Moment wird der steile, felsige Abhang, wie ich inzwischen weiß, eine Ausgrabungsstätte für Dinosaurier, von einem grausigen und abstoßenden Foto abgelöst.

Das abgetrennte menschliche Ohr ist zart und klar konturiert. Die geschwungene Ohrmuschel ist unbehaart.

Ein rechtes Ohr. Vermutlich weiß. Oder hellhäutig, genauer kann ich es nicht feststellen. Wahrscheinlich von einer Frau, ganz sicher nicht das Ohr eines erwachsenen Mannes oder eines Kleinkindes. Allerdings kann ich ein älteres Mädchen oder einen Jungen nicht ausschließen.

Das Ohrläppchen ist genau in der Mitte durchstoßen. Das blutige Stück Zeitung, auf dem das Ohr fotografiert worden ist, kann ich mühelos als eine Seite der *Grande Prairie Herald-Tribune* identifizieren, Emma Shuberts Lokalzeitung, während sie im letzten Sommer in der Peace Region im nordwestlichen Kanada gearbeitet hat. Ein Datum erkenne ich nicht, nur den Teil eines Artikels über den Bergkiefernkäfer.

Was willst du von mir?

Ich arbeite mit dem Verteidigungsministerium zusammen, genauer genommen mit den Armed Forces Medical Examiners, abgekürzt AFME, der Rechtsmedizin des Militärs. Das heißt, dass mein Zuständigkeitsbereich zwar die gesamten Vereinigten Staaten umfasst, aber eindeutig nicht Kanada. Falls Emma Shubert ermordet wurde, werde ich den Fall nicht untersuchen, außer ihre Leiche wird Tausende von Kilometern südöstlich vom Schauplatz ihres Verschwindens aufgefunden, und zwar hier in dieser Gegend.

Wer also hat mir das hier geschickt, und was soll ich davon halten oder deshalb unternehmen? Vielleicht das, was ich seit gestern Abend um halb sieben tue.

Die Strafverfolgungsbehörden verständigen, grübeln, zornig sein und mich hilflos fühlen.

An der Tür des forensischen Computerlabors nebenan öffnet sich klickend ein biometrisches Schloss. Also nicht Toby oder ein anderer Ermittler, sondern meine Nichte Lucy, eine freudige Überraschung, mit der ich nicht gerechnet habe. Denn ich hatte gehört, dass sie mit dem Helikopter wegfliegen wollte, vielleicht nach New York, doch ich bin nicht sicher. In letzter Zeit war sie sehr damit beschäftigt, ihr *Landhaus* einzurichten, wie sie das gewaltige Anwesen nennt, das sie nordwestlich von hier, in Lincoln, gekauft hat. Außerdem fliegt sie ständig zwischen Texas und hier hin und her, um ihren neuen zweimotorigen Hubschrauber registrieren zu lassen, der vor kurzem geliefert worden ist. Sie hat alle Hände voll zu tun und sagt, ich könne ihr nicht dabei helfen. Meine Nichte hat ihre Geheimnisse. Das war schon immer so, und es entgeht mir nie.

Bist du es?, schicke ich ihr eine SMS. Kaffee?

Im nächsten Moment steht sie in meiner offenen Tür, schlank und ausgesprochen durchtrainiert in einem engen schwarzen T-Shirt, einer Cargohose aus schwarzer Seide und schwarzen Lederturnschuhen. An ihren kräftigen Unterarmen und Handgelenken treten die Adern hervor. Ihr rötliches, gesträhtes Haar ist noch feucht vom Duschen. Sie sieht aus, als käme sie gerade aus dem Fitnesscenter und sei unterwegs zu einem Rendezvous mit jemandem, den ich nicht kenne. Und dabei ist es noch nicht einmal sieben Uhr morgens.

»Guten Morgen.« Ich spüre wieder, wie sehr ich mich freue, wenn sie hier ist. »Ich dachte, du fliegst weg.«

»Du bist früh hier.«

»Es haben sich histologische Proben angesammelt, die ich abarbeiten muss, was ich aber wahrscheinlich nicht schaffen werde«, erwidere ich. »Außerdem muss ich heute Nachmittag zum Gericht. Der Fall Mildred Lott, oder vielleicht sollte ich

besser sagen, das Spektakel Mildred Lott. Mich zu einer Aussage zu zwingen, ist nichts weiter als Theater.«

»Es könnte mehr dahinterstecken.« Auf Lucys hübschem Gesicht malt sich ein ziemlich besorgter Ausdruck.

»Ja, es wird möglicherweise peinlich. Eigentlich rechne ich sogar damit.« Ich sehe sie neugierig an.

»Nimm auf jeden Fall Marino mit.« Sie ist mitten auf dem dunkelgrauen Teppich stehengeblieben und späht in die geodätische Glaskuppel hinauf.

»Wahrscheinlich warst du es, die ich in der letzten Stunde hier habe herumlaufen hören«, bohre ich weiter. »Ich hatte schon befürchtet, es könnte ein Unbefugter im Haus sein.« Das ist meine Methode, sie zu fragen, was mit ihr los ist.

»Ich war es nicht«, entgegnet sie. »Ich bin gerade erst angekommen und wollte nur rasch etwas nachschauen.«

»Keine Ahnung, wer sonst noch hier sein könnte und wer Dienst hat«, füge ich hinzu. »Also warst du es nicht? Aber was könnte jemand von der Nachtschicht in dieser Etage wollen?«

»Marino ist der Übeltäter. Zumindest diesmal. Mich wundert, dass du seine Spritschleuder auf dem Parkplatz nicht bemerkt hast.«

Ich spare mir die Antwort, dass da gerade die Richtige redet. Meine Nichte würde nie etwas fahren, was weniger als 500 PS hat, für gewöhnlich V12-Motoren, vorzugsweise italienisch, obwohl ihre letzte Neuerwerbung britischer Herkunft ist. Das glaube ich zumindest, könnte mich aber auch irren. Luxuskarossen sind nicht mein Spezialgebiet. Außerdem habe ich nicht so viel Geld wie sie und würde es auch nicht für Ferrari und Helikopter ausgeben, selbst wenn ich es hätte.

»Was macht der denn schon so früh hier?«, wundere ich mich.

»Er hat letzte Nacht beschlossen, den Dienst zu übernehmen, und Toby nach Hause geschickt.«

»Was soll das heißen, dass er beschlossen hat, den Dienst zu übernehmen? Er ist doch gestern erst aus Florida zurückgekommen. Warum sollte er Bereitschaftsdienst schieben? Das tut er doch sonst nie.« Ich verstehe das alles nicht.

»Ein Glück, dass keine wichtigen Fälle reingekommen sind, die es nötig gemacht hätten, zum Tatort zu fahren, denn Marino hat vermutlich geschlafen«, sagt sie. »Oder über Twitter Nachrichten verschickt. Was keine gute Idee ist. Nicht mitten in der Nacht, wenn er zu übertriebener Offenherzigkeit neigt.«

»Ich blicke da nicht mehr durch.«

»Hat er dir nicht erzählt, dass er in der Ermittlungsabteilung ein aufblasbares AeroBed aufgestellt hat?«, fragt sie.

»Betten sind hier verboten. Wer Bereitschaft hat, darf nicht schlafen. Seit wann hat er denn Dienst?«, wiederhole ich.

»Seit er mit seiner Soundso Stress hat.«

»Wem?«

»Oder er bastelt Installationen und möchte nicht mehr Autofahren.«

Ich habe keine Ahnung, wovon Lucy spricht.

»Was in letzter Zeit häufig passiert.« Sie schaut mir in die Augen. »Er hat Soundso bei Twitter kennengelernt und irgendwann von der Liste seiner Follower gestrichen. Sie hat ihn so richtig zum Narren gehalten.«

»*Installationen?*«

»Minifläschchen, die er zu Installationen verarbeitet, nachdem er den Inhalt ausgetrunken hat. Das hast du aber nicht von mir.«

Ich erinnere mich an den 11. Juli, Marinos Geburtstag, für ihn noch nie ein freudiges Ereignis, was mit zunehmendem Alter immer schlimmer wird.

»Das musst du ihn selbst fragen, Tante Kay«, fügt Lucy hinzu, während ich an meinen Besuch in seinem neuen Haus in West Cambridge denke.

Ein Holzhaus auf einem briefmarkengroßen Grundstück, mit offenen Kaminen und, wie er nicht müde wird zu betonen, einem echten Parkettboden. Dazu ein ausgebauter Keller, den er mit einer Sauna, einer Werkstatt und einem Sandsack fürs Boxtraining ausgestattet hat. Als ich mit einem Geburtstagskorb bestückt mit selbst gemachter Spargelquiche und einer mit weißer Schokolade gefüllten Bisquitrolle in Salamioptik vorgefahren kam, stand er gerade auf einer Leiter und befestigte eine Lichterkette mit kleinen gläsernen Totenschädeln an der Dachkante. Minifläschchen Crystal-Head-Wodka, die er *direkt bei der Destillerie bestellt und zu Installationen verarbeitet*, verkündete er, bevor ich ihn danach fragen konnte, als wolle er andeuten, er habe leere Fläschchen gekauft, und zwar zu Hunderten. *Vorbereitungen für Halloween*, fügte er großspurig hinzu. Ab diesem Moment hätte ich wissen müssen, dass er wieder trank.

»Ich weiß nicht mehr, was du heute vorhattest, außer vielleicht eine weitere Schweinefarm in den Ruin zu treiben«, sage ich zu Lucy, während ich mich bemühe, nicht an all die schrecklichen Dinge zu denken, die Marino schon im betrunkenen Zustand angestellt hat.

»Südwestliches Pennsylvania.« Sie schaut sich weiter in meinem Büro um, als ob sich dort ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis etwas verändert hätte.

Aber da ist nichts. Zumindest fällt mir nichts ein. Bis auf den Bonsai-Wacholder auf meinem Konferenztisch aus gebürstetem Stahl ist nichts hinzugekommen. Die Fotos, Urkunden und Zeugnisse, die sie betrachtet, sind noch dieselben. Ebenso wie die Orchideen, Gardenien und die Sagopalme. Mein schwarzer gebogener Schreibtisch mit der laminierten Platte und passendem Ausklappteil steht da wie eh und je. Ebenso wie die Arbeitsfläche aus schwarzem Granit hinter meinem Stuhl, auf die sie nun zusteuert.

Vor kurzem habe ich den Mikrodisektion-Laser dort gegen ein ScanScope ausgetauscht, mit dem ich auch Objektträger betrachten kann. Ich beobachte, wie Lucy den Monitor überprüft und ihn ein- und wieder ausschaltet. Sie greift nach der Tastatur, dreht sie um und widmet sich dann meinem treuen Leica-Mikroskop, das ich niemals hergeben werde, weil ich nichts so sehr vertraue wie meinen eigenen Augen.

»Schweine und Hühner in Washington County, das gleiche alte Lied«, erwidert sie, während sie weitergeht, alles forschend mustert, Dinge zur Hand nimmt und wieder weglegt.

»Die Farmer bezahlen einfach die Geldstrafe und machen weiter wie gehabt«, fügt sie hinzu. »Du solltest mal mitfliegen und einen Blick auf diese Schweineställe werfen, Zuchtbetriebe, wo die Tiere eingepfercht werden wie die Ölsardinen. Diese Leute behandeln ihre Tiere schändlich, auch die Hunde.«

Mit einem Zischen trifft eine SMS auf ihrem iPhone ein. Sie liest sie.

»Die Abwässer leiten sie dann in Bäche und Flüsse.« Sie tippt eine Nachricht mit den Daumen und schmunzelt dabei, als habe sie den Adressaten gern oder fände ihn amüsant. »Hoffentlich erwischen wir diese Arschlöcher in flagranti, damit ihnen der Laden dichtgemacht wird.«

»Ich hoffe eher, dass du vorsichtig bist.« Ihr neu entdecktes Umweltbewusstsein besorgt mich ein wenig. »Wenn man den Lebensunterhalt anderer Leute gefährdet, kann das unerfreuliche Folgen haben.«

»So wie bei ihr?« Sie deutet auf meinen Computer und die Bilder, die ich darauf betrachte.

»Ich habe keine Ahnung«, räume ich ein.

»Wessen Lebensunterhalt hat Emma Shubert gefährdet?«

»Ich weiß nur, dass sie zwei Tage vor ihrem Verschwinden einen Zahn gefunden hat«, antworte ich. »Offenbar ist es seit langem der erste in einer sedimentären Schicht, einem soge-

nannten Knochenbett, entdeckte Zahn. Sie und einige andere Wissenschaftler hatten erst vor einigen Sommern mit den Ausgrabungen dort angefangen.«

»Ein Knochenbett, das sich als das ergiebigste von allen erweisen könnte«, ergänzt Lucy. »Der Begräbnisplatz einer ganzen Dinosaurierherde, deren Tiere alle gleichzeitig gestorben sind, ist etwas wirklich Ungewöhnliches, ja, vielleicht sogar Einmaliges. Es ist eine noch nie da gewesene Chance, vollständige Skelette zusammzusetzen und damit ein Museum einzurichten, das Touristen, Dinofreunde und Naturliebhaber aus der ganzen Welt anziehen würde. Außer natürlich, das Gelände wäre verseucht, dann käme nämlich niemand.«

Man kann nichts über Grande Prairie lesen, ohne dass darin nicht die wirtschaftliche Bedeutung der dortigen Erdgas- und Erdölvorkommen erwähnt würde.

»Über zweitausendfünfhundert Kilometer lange Pipelines wird synthetisches Rohöl aus den Teersänden von Alberta in die Raffinerien im Mittleren Westen und dann bis zum Golf von Mexiko transportiert«, erklärt Lucy und verschwindet in meinem Bad, wo auf der Ablage neben dem Waschbecken eine Kaffeepadmaschine und eine Espressomaschine stehen. »Umweltverschmutzung, Treibhauseffekt, die absolute Zerstörung.«

»Nimm die MonoDose von Illy. In der silbernen Dose«, rufe ich ihr nach. »Für mich einen Doppelten.«

»Ich brauche heute Morgen einen Café Cubano.«

»Der Rohrzucker ist im Schrank«, erwidere ich, trinke den letzten Schluck kalten Kaffee und drücke wieder auf Play.

Was habe ich übersehen? Irgendetwas muss da sein.

Ich werde dieses Bauchgefühl nicht los und mustere noch einmal die überbelichtete Gestalt, deren Züge im grellen Sonnenschein nicht auszumachen sind. Offenbar ist die Person nicht sehr groß, also entweder eine Frau oder ein zierlich

gebauter Mann, ja, vielleicht sogar ein älteres Kind, das einen Sonnenhut mit Schleier und einer breiten Krempe trägt. Er oder sie hält den Hut mit zwei Fingern der linken Hand fest, vielleicht, damit er nicht davongeweht wird, aber ich bin nicht sicher.

Ich kann keine Einzelheiten im dunklen Gesicht der Gestalt erkennen. Auch nicht an der Kleidung, nur dass es eine langärmelige Jacke oder ein weites Hemd und eben der Sonnenhut zu sein scheint. Ein kaum wahrzunehmendes Funkeln im rechten Schläfenbereich weist auf eine Brille, womöglich eine Sonnenbrille, hin. Ich weiß also nicht viel mehr als vor etwa zwölf Stunden, als mir der Anhang per E-Mail zugegangen ist.

»Vom FBI habe ich nichts mehr gehört, doch Benton hat für heute eine Besprechung anberaumt, vorausgesetzt, ich komme rechtzeitig vom Gericht zurück«, übertöne ich das Zischen der Espressomaschine. »Eigentlich eher eine lockere Unterhaltung, denn bis auf das Video ist ja noch nichts passiert.«

»Doch, ist es«, ertönt Lucys Stimme aus dem Bad. »Jemandem ist das Ohr abgeschnitten worden.«

Der äußere Rand des Ohrs, die Ohrmuschel, ist offenbar säuberlich vom Bindegewebe des Schläfenmuskels abgetrennt worden.

Ich habe das Bild so stark vergrößert, wie es möglich war, ohne dass alles verschwimmt. Die sichtbaren Ränder der Schnittwunde wirken scharf und regelmäßig. Ich kann weder bleiche Stellen noch einen Hinweis darauf erkennen, dass das durchtrennte Gewebe umgestülpt oder eingesackt ist, was ich erwarten würde, hätte die Amputation lange nach dem Tod stattgefunden – zum Beispiel, wenn das Ohr von einer einbalsamierten Leiche an der medizinischen Fakultät stammen würde. Das Ohr und das Blut auf der Zeitung sind offenbar neueren Datums.

Allerdings kann ich nicht feststellen, ob es sich um Menschenblut handelt, und mit Ohren ist es eine schwierige Sache. Sie sind nicht besonders stark durchblutet, weshalb es durchaus möglich ist, jemandem vor oder nach dem Tod das Ohr abzuschneiden und es wochenlang zu kühlen. Auch dann würde es auf einem Foto noch so frisch aussehen, dass ich unmöglich feststellen könnte, ob das Opfer bei der Amputation noch gelebt hat.

Das Bild ist für meine Zwecke absolut ungeeignet, wie ich Lucy erkläre. Ich muss das Ohr selbst untersuchen, die Schnitt- ränder auf körperliche Reaktionen überprüfen und die DNA mit dem National DNA Index (NDIS) und dem Combined DNA Index System (CODIS) abgleichen, nur für den Fall, dass der Besitzer ein Vorstrafenregister hat.

»Ich habe bereits aktuelle Fotos von ihr gefunden, und zwar ziemlich viele auf verschiedenen Webseiten. Einige sind entstanden, als sie in diesem Sommer in Alberta gearbeitet hat«, lässt Lucy sich aus meinem Bad vernehmen. Wir sprechen so laut, dass wir einander verstehen können. »Aber wir können aus offensichtlichen Gründen keinen Eins-zu-eins-Abgleich vornehmen. Ich muss die Größe und den Winkel noch richtig anpassen, doch die gute Nachricht ist, dass das Übereinanderlegen zumindest eines gebracht hat: Wir können nicht ausschließen, dass sie es ist. Ich habe dir die Datei geschickt«, fügt sie hinzu. »Damit du die Vergleiche allen Teilnehmern deiner Besprechung zeigen kannst.«

»Bist du so gegen fünf zurück?«

»Mir war nicht klar, dass ich eingeladen bin«, übertönt sie die Geräusche des nächsten sich in Produktion befindlichen Espresso.

»Natürlich bist du das.«

»Und wer sonst noch?«

»Einige Agents von der Außenstelle in Boston. Douglas, glaube ich.« Damit meine ich Douglas Burke, eine FBI-Agentin, deren Vorname leicht zu Missverständnissen führt. »Keine Ahnung, wer noch. Und Benton.«

»Ich habe keine Zeit«, entgegnet Lucy. »Nicht, wenn sie dabei ist.«

»Deine Anwesenheit wäre wirklich hilfreich. Was hast du denn für ein Problem mit Douglas?«

»Alles. Nein, danke.«

Da meine Nichte zu Anfang ihrer Karriere als Ermittlerin beim FBI und beim ATF vor die Tür gesetzt worden ist, hegt sie nicht unbedingt freundschaftliche Gefühle für diese Bundesbehörden. Mich bringt das manchmal in die Bredouille, denn schließlich ist mein Mann Criminal Intelligence Analyst, oder Profiler, beim FBI, während ich einen besonderen Reser-

vistenstatus im Verteidigungsministerium innehave. Also sind wir beide Teil eines Systems, das sie ablehnt und verachtet, der Strafverfolgungsbehörden des Bundes, die sie abgewiesen und gefeuert haben.

Um es kurz zu sagen, Lucy Farinelli, meine einzige Nichte, die ich großgezogen habe wie eine eigene Tochter, findet, dass Regeln etwas für Minderbemittelte sind. Sie hat als Agent mit dem Feuer gespielt, und sie tut es auch jetzt als Computergenie. Wenn es sie nicht gäbe, wäre mein Leben öde und leer.

»Wir haben es mit jemandem zu tun, der ziemlich gerissen ist.« Sie kommt mit zwei Kaffeegläsern und einem kleinen Edelstahlkrug aus dem Bad.

»Das klingt gar nicht gut«, erwidere ich. »Dass du jemanden für gerissen hältst, hat Seltenheitswert.«

»Ein hinterhältiger Mensch, der zwar in vielerlei Hinsicht schlau, aber auch zu sehr von sich selbst überzeugt ist, um zu bemerken, was er alles nicht weiß.«

Sie schenkt starken, süßen Espresso mit einer hellbraunen Schaumschicht darauf ein. Die *coladas* hat sie sich angewöhnt, als sie vor vielen Jahren in der Außenstelle des ATF in Miami beschäftigt war. Bevor sie in eine *üble Schießerei* verwickelt wurde.

»Die Adresse *BLiDedwood* ist ziemlich verräterisch.« Sie stellt ein Glas und den Krug neben meine Tastatur.

»Mir sagt sie nichts.«

»Billy Dedwood«, erklärt sie.

»Okay.« Ich lasse das auf mich wirken. »Und das ist wer?«

Lucy umrundet meinen Schreibtisch und tippt auf die Granitplatte hinter mir, so dass die beiden Videoschirme darauf zum Leben erwachen. Bildschirmschoner leuchten rot, golden und blau auf, die Insignien des CFC und des AFME nebeneinander, ein Hermesstab mit der Waage der Justitia und

Spielkarten, Paare von Achtern und Assen, das *Blatt des toten Mannes*, das Wild Bill Hickok angeblich in der Hand hielt, als er 1876 während eines Pokerspiels erschossen wurde.

»Das Logo des AFME.« Sie zeigt auf das Kartenspiel auf dem Computerbildschirm. »Wild Bill Hickok, auch Billy genannt, wurde in Deadwood, South Dakota, umgebracht. Und was es bedeutet? Tja, Tante Kay, ich hoffe nur, dass es kein Mensch aus deiner Vergangenheit ist.«

»Was bringt dich denn auf diesen Gedanken?«

»Zum Beispiel, dass derjenige eine vorübergehende kostenlose E-Mail-Adresse benutzt hat, die sich innerhalb von dreißig Minuten von selbst löscht, also praktisch in Luft auflöst?«, entgegnet Lucy. »Gut, das ist nicht so ungewöhnlich, weil jeder x-Beliebige so etwas tun könnte. Hinzu kommt aber, dass diese Person dir die E-Mail durch einen kostenlosen und anonymen Server hat zukommen lassen. In diesem Fall war es ein ganz besonders gut abgesicherter, dessen Host-Name nicht zu ermitteln ist. Standort ist Italien.«

»Also kann niemand auf die Mail antworten, weil das vorübergehende Konto nach dreißig Minuten gelöscht wird und nicht mehr existiert.«

»Richtig.«

»Und niemand kann die IP aufspüren und herausfinden, von wo aus die Mail verschickt worden ist«, folge ich ihrem Gedankengang.

»Genau darauf verlässt sich der Absender.«

»Und wir sollen annehmen, dass die Mail von jemandem in Italien stammt.«

»In Rom«, ergänzt sie.

»Doch das ist nur ein Trick.«

»Richtig«, erwidert sie. »Wer auch immer dir diese Mail geschickt haben mag, er war um halb sieben Uhr gestern Abend unserer Zeit ganz sicher nicht in Rom.«

»Was ist mit der Schriftart?« Ich betrachte noch einmal die Betreffzeile der Mail.

ZU HÄNDEN VON MEDICAL EXAMINER
KAY SCARPETTA

»Hat die eine Bedeutung?«, erkundige ich mich.

»Sehr retro. Erinnert an die Fünfziger und Sechziger. Die großen, quadratischen Buchstaben mit den abgerundeten Ecken sollen den Fernsehgeräten jener Zeit ähneln. *Deiner Zeit*«, hänselt sie mich.

»Bitte nimm mich so früh am Morgen nicht auf den Arm.«

»Eurostile wurde von dem italienischen Schriftendesigner Aldo Novarese entwickelt«, fährt sie fort. »Die Schrift wurde ursprünglich für eine Schriftgießerei in Turin namens Nebiolo entworfen.«

»Und was heißt das deiner Ansicht nach?«

»Keine Ahnung.« Sie zuckt die Achseln.

»Eine mögliche Verbindung nach Italien?«

»Das bezweifle ich. Ich glaube, der Absender ist davon ausgegangen, dass du die wahre IP-Adresse nicht aufspüren kannst«, erwidert sie, und ich weiß, was jetzt gleich kommt.

Und was sie getan hat.

»In anderen Worten«, spricht sie weiter, »dass wir den tatsächlichen Ort, von dem sie stammt, nicht in Erfahrung bringen können, nämlich ...«

»Lucy«, falle ich ihr ins Wort. »Ich möchte nicht, dass du solche Schritte unternimmst.«

Sie hat es bereits getan.

»Diese anonymen kostenlosen Angebote gibt es zuhauf«, fährt sie fort, als könnte sie kein Wasserlein trüben.

»Ich will nicht, dass du dich in irgendeinen anonymen

Server in Italien oder sonst irgendwo einloggst«, teile ich ihr rundheraus mit.

»Die Mail wurde dir von jemandem geschickt, der Zugriff auf das LAN-Netzwerk am Logan Airport hatte.«

»Die Mail kam vom Bostoner Flughafen?«

»Der Videoclip wurde dir aus dem LAN-Netzwerk am Logan Airport geschickt, das sind mal gerade verdammte zehn Kilometer von hier«, bestätigt sie. Also ist es kein Wunder, dass sie dahinter jemanden vermutet, den wir kennen.

Ich denke an Bryce Clark, meinen Verwaltungschef, an Pete Marino und an einige andere Forensikexperten in diesem Gebäude. Ein paar Mitarbeiter des CFC waren letzte Woche auf der Jahrestagung der International Association for Identification in Tampa, Florida. Alle sind gestern gemeinsam zurück nach Boston geflogen, und zwar um dieselbe Zeit, als die anonyme Mail ans CFC gesendet wurde.

»Irgendwann gestern Abend, kurz vor sechs«, erklärt Lucy, »hat sich die betreffende Person in das kostenlose Netzwerk am Flughafen eingeloggt, wie es jeden Tag Tausende von Fluggästen tun. Das bedeutet aber nicht, dass der Absender der Mail sich tatsächlich in einem Terminal oder an Bord eines Flugzeugs befunden hat.«

Derjenige hätte auch in einem Parkhaus sein können, fährt sie fort, auf einem Gehweg, in einem Wassertaxi, auf einer Fähre am Hafen oder sonst irgendwo innerhalb der Reichweite des Funksignals. Sobald dieser Mensch im Netz war, hat er ein vorübergehendes E-Mail-Konto mit dem Namen *BLiDedwood@stealthmail* eingerichtet und vermutlich ein Textverarbeitungsprogramm benutzt, um den Betreff in Eurostile zu schreiben und die Zeile anschließend in die Mail einzufügen.

»Er hat mit dem Absenden neunundzwanzig Minuten gewartet«, spricht Lucy weiter. »Leider weiß er nun zu seiner Freude, dass die Mail geöffnet worden ist.«

»Woher weiß er das?«

»Weil er keine Rückmeldung, keine Nondelivery-Notice, erhalten hat«, entgegnet sie. »Denn die wäre wenige Sekunden bevor das Konto sich selbst gelöscht hat, eingetroffen. Also hat er keinen Grund anzunehmen, dass die Mail nicht geöffnet worden ist.«

Ihr Tonfall hat sich verändert. Jetzt klingt sie, als wolle sie mich tadeln.

»Die Rückmeldung erfolgt sofort, wenn es sich um eine unerwünschte oder mit Viren infizierte Nachricht handelt, die an die Hauptadresse des CFC geht«, erinnert sie mich. »Der Zweck der Übung ist, dem Absender den Eindruck zu vermitteln, dass die Mail nicht zugestellt werden konnte. In Wirklichkeit aber landen verdächtige Mails, bis auf wenige und bedauerliche Ausnahmen, in einem Ordner, der bei mir *Quarantäne* heißt, damit ich sie begutachten und den Grad der Gefährlichkeit einschätzen kann«, betont sie, und inzwischen ohne mich, worauf sie hinauswill. »Diese Mail habe ich deshalb nie zu Gesicht bekommen, weil sie nicht im Ordner *Quarantäne* geendet ist.«

Mit den *wenigen und bedauerlichen Ausnahmen* meint sie mich.

»Die Firewalls, die ich eingerichtet habe, haben die Mail als unbedenklich eingestuft, und zwar wegen des Betreffs *Zu Händen von Chief Medical Examiner Kay Scarpetta*«, verkündet sie, als ob das meine Schuld wäre, was auch stimmt. »Alles, was direkt an dich adressiert ist, wird nicht auf Spam-Verdacht untersucht oder im *Quarantäne*-Ordner zwischengelagert, weil das deine Anweisung an mich war. Gegen meinen Wunsch, wie du sicher noch weißt.«

Sie sieht mir in die Augen, und sie hat recht. Doch das Kind ist nun mal in den Brunnen gefallen.

»Siehst du jetzt, welche Folgen es haben kann, wenn ich dir

erlaube, meine Sicherheitsmaßnahmen zu unterlaufen?«, hakt sie nach.

»Ich verstehe, dass du verärgert bist, Lucy. Doch es handelt sich um den einzigen Weg, auf dem die Menschen, insbesondere Polizisten oder Angehörige, mich erreichen können, wenn sie meine direkten Kontaktdaten beim CFC nicht kennen«, wiederhole ich zum wohl tausendsten Mal. »Wenn mir jemand etwas zu meinen Händen schickt, will ich ganz sicher nicht, dass es zwischen den Spams untergeht.«

»Ein Jammer nur, dass du die Mail als Erste geöffnet hast«, erwidert Lucy. »Normalerweise wäre Bryce dir zuvorgekommen.«

»Zum Glück ist er das nicht.« Mein Verwaltungschef ist nämlich sehr sensibel und äußerst zart besaitet.

»Richtig. Er hat die Mail nicht gesehen, weil er gerade auf dem Rückweg von einer Reise war. Er und einige andere waren eine Woche lang weg«, stellt Lucy fest, als ob der Zeitpunkt kein Zufall wäre.

»Machst du dir Sorgen, der Absender der Mail könnte wissen, was sich beim CFC so tut?«, frage ich.

»Richtig.«

Sie rollt sich einen Stuhl heran und schenkt Kaffee nach. Der frische Grapefruitduft ihres Parfüms steigt mir in die Nase. An ihm erkenne ich stets selbst mit geschlossenen Augen, ob meine Nichte in einem Aufzug oder einem Raum gewesen ist. Der Geruch ist unverwechselbar.

»Es wäre leichtsinnig, die Möglichkeit auszuschließen, dass sich jemand für uns und unsere Arbeit hier interessiert«, fügt sie hinzu. »Jemand, der Spielchen treibt und denkt, dass er schlauer ist als der liebe Gott. Ein Mensch, der Spaß daran hat, andere in Angst und Schrecken zu versetzen und sie nach seiner Pfeife tanzen zu lassen.«

Inzwischen steht für mich fest, warum sie sich heute Mor-

gen in meinem Büro herumdrückt. Sie ist gekommen, um *etwas nachzuschauen*, weil sie überbehütend und außerdem ausgesprochen argwöhnisch ist. Seit Lucy laufen gelernt hat, fordert sie meine Aufmerksamkeit und beobachtet mich mit Argusaugen.

»Befürchtest du, Marino könnte in die Sache verwickelt sein? Dass er mir nachspioniert oder mir sonst irgendwie schaden will?« Ich logge mich in meine Mails ein.

»Ihm sind zwar alle möglichen Dummheiten zuzutrauen«, erwidert sie, als schwebten ihr dabei ein paar ganz bestimmte vor. »Aber für so etwas ist er nicht schlau genug. Welches Motiv sollte er außerdem haben? Die Antwort lautet: gar keins.«

Ich gehe meine Posteingänge durch, suche nach Mails von Bryce und Staatsanwalt Dan Steward, denn ich hoffe noch immer, dass sich mein Erscheinen vor Gericht erübrigen wird.

»Was ist mit Bildbearbeitung? Vielleicht kriegen wir ja so raus, wer die Person im Schnellboot ist.« Ich spreche von dem Videoclip. Dabei zerbreche ich mir den Kopf über Mildred Lott.

»Vergiss es«, sagt Lucy.

»Es ist einfach lächerlich«, schimpfe ich vor mich hin, als ich keine Nachricht vorfinde, die mich von der Angel lässt.

Früher genügte der Verteidigung mein Autopsiebericht, weshalb mein persönliches Auftreten im Gerichtssaal weder notwendig noch überhaupt erwünscht war. Doch seit der Entscheidung des Obersten Gerichtshofs in der Sache Melendez vs. Diaz hat sich das Leben amerikanischer Forensikexperten von Grund auf geändert. Channing Lott will die Person, der er die Anklage verdankt, vortanzen lassen. Der milliardenschwere Industrielle steht wegen Mordes vor Gericht und wird beschuldigt, einen Profikiller auf seine nun mutmaßlich tote Frau angesetzt zu haben. Und deshalb verlangt er, heute Nachmittag um zwei meine Gesellschaft genießen zu dürfen.

»Mehr als du jetzt auf dem Video siehst, wirst du auch nicht zu sehen kriegen.« Lucy leert ihr Kaffeeglas. »Da ist nichts zu machen.«

»Und wir sind sicher, dass es nicht irgendwo eine Software gibt, die unserer hier im CFC überlegen ist?« Ich kann mich einfach nicht damit abfinden.

»Einer von mir entwickelten Software überlegen?« Sie steht auf und nähert sich meinem Computerbildschirm. »Unserer Software kann niemand das Wasser reichen. Das Problem ist die Überbelichtung des Materials.«

Sie klickt es mit der Maus an, um es mir zu zeigen. Seit einiger Zeit trägt sie einen dicken goldenen Ring am Zeigefinger und am Handgelenk einen Chronographen aus Stahl. Sie hält den Film bei der Aufnahme der Gestalt ohne Gesicht im Heck des Bootes an und erklärt mir, sie habe verschiedene Versionen des Videoclips angefertigt, die Helligkeit reduziert und dafür die Schärfe erhöht. Fehlanzeige.

»Der Mensch, der die Aufnahmen gemacht hat, hat dabei direkt in die Sonne geschaut«, verkündet sie. »Und die verschatteten Stellen kann nichts auf der Welt wiederherstellen. Also bleibt uns nur übrig, auf der Grundlage von Kontext und Umständen zu mutmaßen, wer die Person im Boot möglicherweise sein könnte.«

Mutmaßen reicht mir aber nicht. Ich lasse den Film noch einmal ablaufen, und zwar bis zu der Stelle am Fluss, von der aus man mit dem Schnellboot in etwa einer Stunde einen felsigen, kahlen Hügel erreicht. Dort hat die amerikanische Paläontologin Dr. Emma Shubert mit einigen Kollegen von der University of Alberta Ausgrabungen durchgeführt, als sie vor knapp neun Wochen verschwand. Laut Zeugenaussagen wurde sie zuletzt am 23. August gegen zehn Uhr abends gesehen, als sie nach dem Essen im Speisezelt durch ein Wäldchen zu ihrem Wohnwagen auf einem Campingplatz in Pipestone Creek zurückkehrte. Am nächsten Morgen stand die Tür des Wohnwagens offen, und Shubert war fort.

Bei meinem Telefonat mit einem Ermittler der Royal Canadian Mounted Police gestern Abend habe ich erfahren, dass es keine Kampfspuren gab. Nichts wies darauf hin, dass Emma Shubert in ihrem Wohnwagen überfallen worden sei.

»Wir müssen rausfinden, wer mir das geschickt hat«, sage ich zu Lucy. »Und warum. Ob sie womöglich die Person im Schnellboot ist und was da los war. Ihr Gesichtsausdruck. Ist sie glücklich? Traurig? Verängstigt? War sie freiwillig an Bord?«

»Das kann ich dir nicht beantworten.«

»Ich will sie sehen.«

»Das wird dir auf diesem Videoclip nicht gelingen. Es gibt hier nichts zu sehen.«

»War sie unterwegs zum Knochenbett, um Ausgrabungen zu machen, oder kehrte sie von dort zurück?«

»Nach dem Stand der Sonne und den Satellitenbildern von diesem Teil des Flusses zu urteilen«, erwidert Lucy, »fuhr das Schnellboot nach Osten, ein Hinweis darauf, dass es Morgen gewesen sein könnte. Es war offensichtlich ein sonniger Tag, und davon gab es im letzten August in diesem Teil der Welt nicht viele. Interessanterweise hat zwei Tage vor ihrem Verschwinden, also an dem Tag, als sie den Pachyrhinosauruszahn fand, die Sonne geschienen.«

»Also schließt du aus dem Wetter, dass der Film am 21. August entstanden ist.«

»Offenbar ist sie an diesem Tag zur Ausgrabungsstätte gefahren, mit dem Schnellboot zum Knochenbett am Wapiti River«, wiederholt Lucy Informationen, die auch die Nachrichten gebracht haben. »Also könnte der Film am fraglichen Vormittag mit einem iPhone an Bord des Bootes gemacht worden sein. Sie besitzt ein iPhone. Oder besaß eines. Wie du weißt, ist es aus ihrem Wohnwagen verschwunden. Vielleicht ist es sogar der einzige Gegenstand, der fehlt, da ihre restliche Habe angeblich nicht angerührt wurde.«

»Der Film wurde mit einem iPhone gedreht?« Das ist mir neu.

»Das Foto vom abgeschnittenen Ohr wurde auch mit einem

gemacht«, ergänzt Lucy. »Einem iPhone der ersten Generation, wie sie eines hatte.«

Ich werde nicht nachhaken, woher Lucy diese Details hat, denn ich will es lieber gar nicht wissen.

»Sie hat noch immer ihr allererstes benutzt und sich die Mühe gespart, sich ein neueres Modell zuzulegen. Vermutlich lag das an ihrem Telefonvertrag mit AT&T.« Lucy steht auf und geht ins Bad, um die Kaffeegläser auszuspülen. Ich höre gedämpfte Stimmen auf dem Flur.

Im nächsten Moment erklingt eine Polizeisirene, einer von Pete Marinos Klingeltönen. Er ist mit jemandem zusammen, ich glaube, mit Bryce, und sie kommen hierher. Beide telefonieren sie. Ich kann zwar nichts verstehen, doch ich erkenne an ihren angespannten Stimmen, dass etwas geschehen ist.

»Ich rufe dich später an. Ich bin zurück, bevor das Unwetter hier ist«, meint Lucy und macht sich bereit zum Gehen. »Es soll später ziemlich schlimm werden.«

Im nächsten Moment steht Marino auf der Schwelle. Seine Khakiuniform ist zerknittert, als hätte er darin geschlafen, sein Gesicht gerötet. Wie selbstverständlich spaziert er herein und telefoniert dabei mit lauter Stimme. Bryce folgt ihm auf den Fersen. Mein zierlich gebauter Verwaltungschef hat eine Designersonnenbrille im Haar sitzen, ist mit einer ausgewaschenen Röhrenjeans und einem T-Shirt bekleidet und sieht aus, als käme er gerade von den Dreharbeiten zur Comedy-Serie *Glee*. Mir fällt auf, dass er sich seit seiner Abreise nach Florida vor einer Woche nicht rasiert hat, und das Vorhandensein beziehungsweise Fehlen eines Bartes hat bei ihm immer dasselbe zu bedeuten: Bryce Clark schlüpft auf der Suche nach der Starrolle in seinem eigenen Leben wieder einmal in eine andere Identität.

»Nun, normalerweise wäre das ein *Nein*«, spricht Marino in sein Mobiltelefon. »Aber Sie müssen die Dame vom Aquarium an die Strippe holen, damit die Chefin es ihr persönlich

mitteilen kann. Nur so können wir sichergehen, dass wir alle auf demselben Stand sind ...«

»Wir wissen es zu schätzen und verstehen die Lage sehr wohl«, sagt Bryce zu jemand anders. »Und es ist uns klar, dass sich niemand um den Job schlagen wird. Vielleicht können Sie und die Jungs von der Feuerwehr ja eine Münze werfen – das war jetzt nur ein Scherz. Ich bin sicher, dass die auf dem Löschboot auch einen Rettungskorb haben wie Sie. Natürlich keine Drainagebeutel oder Halskrausen und so weiter. Und selbstverständlich ist die Feuerwehr besser ausgerüstet, um anschließend alles mit ihren großen Wasserkanonen abzuspritzen. Na und? Für uns spielt das nicht die geringste Rolle. Es muss uns nur jemand helfen, sie ans Ufer zu schaffen. Dann übernehmen wir.« Er schaut auf die Uhr. »In etwa einer Dreiviertelstunde? Kurz nach neun? Das wäre wirklich phantastisch.«

»Was ist?«, frage ich Bryce, als er das Telefonat beendet.

Er stemmt die Hände in die Hüften und mustert mich. »Aber, aber, für eine Bootspartie sind wir heute Morgen nicht richtig angezogen, was?« Er betrachtet das graue Nadelstriefenkostüm und die Pumps; schließlich muss ich heute noch zum Gericht. »Ich bringe dir rasch ein paar Klamotten, denn in den Sachen, die du da anhast, kannst du unmöglich mit der Küstenwache rausfahren. Oder willst du so eine Wasserleiche rausfischen? Zum Glück haben wir nicht Juli, nicht dass das Wasser hier jemals richtig warm wäre. Und ich hoffe sehr, dass sie nicht zu lange dort gelegen hat, das mag ich nämlich gar nicht. Tut mir leid, aber wir wollen doch offen sein. Wem gefällt so etwas schon? Natürlich ist mir klar, dass sich niemand absichtlich in einen derart widerwärtigen Zustand versetzt. Falls ich einmal sterben und mich in so etwas verwandeln sollte, finde mich bitte nicht.«

Er geht zu meinem Schrank, um die Einsatzuniform zu holen.

»Deshalb ist den Jungs von der Küstenwache ja auch so mulmig, und sie haben schließlich allen Grund dazu.« Er redet immer weiter. »So etwas will keiner an Bord haben. Aber keine Sorge, sie erledigen das, weil ich sie ganz nett drum gebeten habe. Außerdem habe ich sie daran erinnert, dass, wenn du, also die Chefin, nicht wüsstest, was man in so einem Fall unternimmt, dann wisse es niemand.«

Er nimmt eine Cargohose vom Bügel.

»Du wirst doch zwei Leichensäcke benutzen oder was sonst nötig ist, damit ihr Boot anschließend nicht zum Himmel stinkt? Nur damit du es nicht vergisst. Ich habe es nämlich versprochen. Möchtest du lange Ärmel oder kurze?«

Er dreht sich zu mir um.

»Ich rate zu langen, denn bei diesem Wind wird es da draußen ganz schön frisch sein«, fährt er fort, ehe ich die Chance habe, mir eine Antwort zu überlegen. »Also gut. Außerdem noch die Daunenjacke, die in Signalarange, damit man dich schon kilometerweit sieht. Das ist auf dem Wasser immer ratsam. Offenbar hat Marino keine Jacke, aber für seine Garderobe bin ich ja nicht verantwortlich.«

Bryce bringt mir die Kleidungsstücke, während Marino weiter mit jemandem telefoniert, der offenbar in einem Boot ist.

»Wir wollen nicht, dass jemand irgendwelche Knoten durchschneidet. Alle Seile müssen entflochten werden«, sagt er, als Bryce die CFC-Uniform auf meinem Schreibtisch deponiert und zum Schrank zurückkehrt, um die Stiefel zu holen. »Ich lege jetzt auf und rufe Sie von einem Festnetztelefon an. Vielleicht ist die Verbindung dann besser, und Sie können selbst mit der Chefin sprechen«, fügt Marino hinzu.

Er tritt auf meine Seite des Schreibtischs. Aus dem Flur höre ich den Aufzug und mehrere Stimmen. Lucy ist unterwegs zu ihrem Helikopter, und weitere Mitarbeiter treffen ein. Es ist kurz nach acht.

»Eine riesige prähistorische Schildkröte hängt in der südlichen Fahrerinne fest«, erklärt Marino und greift nach dem Telefon auf meinem Schreibtisch.

»Prähistorisch?«, ruft Bryce aus. »Das glaube ich nicht.«

»Eine Lederschildkröte. Die sind beinahe ausgestorben. Es gibt die Viecher schon seit Jurassic Park.« Marino achtet nicht auf ihn.

»Ich denke nicht, dass da damals schon ein Park war«, protestiert Bryce, ein wenig lauter.

»Könnte bis zu einer Tonne wiegen.« Marino spricht weiter mit mir, während er eine Nummer in mein Telefon eintippt. Auf seiner großen Nase sitzt eine Lesehilfe aus dem Drugstore. »Ein Fischer, der nach seinen Hummerreusen geschaut hat, hat sie bei Morgengrauen entdeckt und die Rettungsmannschaft des Aquariums angerufen. Die hat wiederum eine Vereinbarung mit der Wasserabteilung der Feuerwehr. Als das Löschboot eintraf und versuchte, die Schildkröte zu bergen, stellte sich heraus, dass an der Leine ein bedauerlicher Beifang hing ... Pamela?«, sagt er, als sich jemand meldet. »Ich verbinde Sie jetzt mit Dr. Scarpetta.«

Er reicht mir den Hörer, klappt die Brille mit dicken Fingern zusammen und steckt sie in die Brusttasche seines Hemdes. »Pamela Quick«, erklärt er dabei. »Sie ist an Bord des Löschboots. Also ist die Verbindung vermutlich miserabel.«

Die Frau am Telefon stellt sich als Meeresbiologin am New England Aquarium vor und klingt gehetzt und ein wenig feindselig. Sie teilt mir mit, sie habe mir vor einer Minute ein Foto gemailt.

»Hier sehen Sie selbst, dass die Zeit knapp wird«, beharrt sie. »Wir müssen ihn jetzt an Bord holen.«

»Ihn?«, wundere ich mich.

»Es handelt sich um ein Exemplar einer gefährdeten Meeresschildkrötenart, das nun schon seit weiß Gott wie lange

Angelschnüre, andere Gerätschaften und offenbar eine Leiche mit sich herumschleppt. Schildkröten müssen atmen, und er kann die Nasenlöcher kaum noch über Wasser halten. Wenn wir ihn nicht sofort retten, ertrinkt er.«

Marino hält mir sein Mobiltelefon hin, damit ich das gerade eingetroffene Foto betrachten kann. Es zeigt eine blonde und braungebrannte junge Frau in Khakihose und grüner Windjacke, die sich über die Reling des Feuerwehrbootes beugt. Sie zieht mit einem langen Haken an einer Leine, die sich mit einem riesigen Seeungeheuer verheddert hat. Die Schildkröte ist braun und ledrig und hat eine Flossenspannweite fast so breit wie das Boot. Einige Meter von ihrem aus dem Wasser ragenden gewaltigen Kopf entfernt sind blasse Hände mit lackierten Nägeln und lange weiße Haarsträhnen im aufgewühlten Wasser gerade noch auszumachen.

Bryce stellt mir ein Paar leichte schwarze Kampfstiefel aus Nylon und mit ledernen Zehenkappen hin und beschwert sich, weil er keine Socken findet.

»Schau unten in meinem Spind nach«, sage ich ihm, während ich mich vorbeuge, um die Pumps abzustreifen. Gleichzeitig spreche ich weiter mit Pamela Quick. »Wir wollen auf keinen Fall, dass die Leiche verlorenght oder irgendwie beschädigt wird. Deshalb würde ich unter gewöhnlichen Umständen nicht gestatten ...«

»Wir können dieses Tier retten«, unterbricht sie mich, und es ist offensichtlich, dass sie sich nicht dafür interessiert, was ich gestatte. »Aber nur, wenn wir sofort handeln.« Wie sie das sagt, lässt in mir keinen Zweifel offen, dass sie weder auf mich noch auf sonst jemanden warten wird. Eigentlich kann ich ihr das nicht zum Vorwurf machen.

»Natürlich müssen Sie tun, was nötig ist. Allerdings wäre es sehr hilfreich, wenn jemand die Aktion mit Fotos oder auf Video dokumentieren könnte«, erkläre ich ihr, während ich

aufstehe. Als ich den Teppich unter meinen bestrumpften Füßen spüre, muss ich wieder daran denken, dass man nie weiß, welche eigenartigen Kapriolen das Leben schlagen kann, nicht einmal von einer Minute zur nächsten. »Verändern Sie so wenig wie möglich an den Schnüren und Haken, und achten Sie darauf, dass nichts verschwindet«, teile ich ihr mit.

Inzwischen in der dunkelblauen Baumwolluniform des CFC mit aufgesticktem Emblem auf der Brusttasche und die grell orangefarbene Jacke über dem Arm, steige ich in den Aufzug hinter dem Pausenraum. Endlich sind wir einen Moment allein. Marino stellt die beiden schwarzen Tatortkoffer aus Hartplastik ab und drückt auf den Knopf fürs Untergeschoss.

»Soweit ich informiert bin, warst du die ganze Nacht hier«, stelle ich fest, während er ungeduldig wieder auf den Knopf drückt, eine Angewohnheit von ihm, die keinen praktischen Zweck erfüllt.

»Habe über dem Papierkrieg die Zeit vergessen. Und da war es das Einfachste hierzubleiben.«

Er steckt die riesigen Hände in die Seitentaschen seiner Cargohose. Sein Bauch ragt wie ein Gebirge über den Leinengürtel. Er hat zwar zugenommen, aber seine Schultern sind muskulös, und ich erkenne an seinem kräftigen Hals, am Bizeps und an den Beinen, dass er immer noch in dem Fitnessclub am Central Square, wo er Mitglied ist, Gewichte stemmt. Irgendein Kampfsportverein oder wie er das auch immer nennt, der hauptsächlich von Polizisten besucht wird. Die meisten gehören zum Sondereinsatzkommando.

»Einfacher als was?« Ein abgestandener Schweißgeruch durchdringt die Schwaden von Brut-Rasierwasser. Vielleicht hat er ja auch die ganze Nacht durchgesoffen und einen Karton Minifläschchen von Crystal Head vernichtet. Wer weiß? »Gestern war Sonntag«, fahre ich in nachsichtigem Ton fort. »Und da du nicht zum Dienst eingeteilt und gerade von einer

Reise zurückgekommen warst, verstehe ich nicht ganz, was genau einfacher gewesen sein soll. Und wenn wir schon einmal beim Thema sind. Weil ich seit einiger Zeit keine aktualisierten Dienstpläne mehr bekomme, war mir nicht klar, dass du selbst Einsätze übernimmst und offenbar ...«

»Der elektronische Kalender ist der letzte Mist«, bricht es aus ihm heraus. »Dieser ganze digitalisierte Datenschwachsinn. Warum kann Lucy nicht die Finger davon lassen? Du weißt, was du wissen musst, und zwar, dass hier jemand seine Arbeit macht. Und dieser Jemand bin ich.«

»Mir war nicht bekannt, dass der Chefermittler seit neuestem Bereitschaftsdienste übernimmt. Das war bei uns noch nie üblich, wenn es nicht um einen Notfall geht. Außerdem ist es bei uns nicht üblich, dass Sitten herrschen wie auf einer Feuerwache. Und das heißt, dass hier niemand auf Luftmatratzen übernachtet und wartet, bis die Alarmsirene schrillt.«

»Wie ich sehe, hat jemand gepetzt. Es ist sowieso alles nur ihre Schuld.« Er setzt die Sonnenbrille auf, eine Ray-Ban mit Metallgestell, die er schon trägt, seit ich ihn kenne. Bryce nennt sie Marinos *Ein-ausgekochtes-Schlitzohr*-Brille.

»Der diensthabende Ermittler hat an seinem oder ihrem Arbeitsplatz wach zu sein und jederzeit ans Telefon zu gehen«, entgegne ich ruhig, um klarzustellen, dass ich keinen Widerspruch dulde. »Und was ist wessen Schuld?«

»Diese DrecksLucy hat mich bei Twitter erwischt, und so hat das alles erst angefangen.«

Wenn er »DrecksLucy« sagt, weiß ich, dass er das nicht ernst meint. Die beiden sind nämlich dicke Freunde.

»Ich finde es nicht fair, dass du sie für die Twitter-Sache verantwortlich machst, wenn du derjenige bist, der twittert, was du offenbar getan hast«, erwidere ich in demselben gelassenen Tonfall. »Außerdem hat sie dich nicht verpetzt, sonst hätte ich einige Dinge schon viel früher erfahren. Wenn sie über

dich gesprochen hat, dann nur, weil du ihr wichtig bist, Marino.«

»Sie ist nicht mehr mein Follower, und das schon seit Wochen. Und ich will nicht drüber reden«, antwortet er, während wir abwärtsfahren.

»Wer ist nicht mehr dein Follower?«, wundere ich mich.

»Die Fotze, mit der ich getwittert habe, und mehr sage ich dazu nicht. Glaubst du übrigens wirklich, dass niemand im Bereitschaftsdienst schläft? Wenn das Telefon geläutet hat, bin ich jedes Mal rangegangen und habe mich um die Sache gekümmert. Der einzige Einsatz, zu dem man ausrücken musste, war ein Typ, der die Treppe runtergefallen ist. Toby hat das erledigt, ein klarer Unfall. Danach habe ich ihn heimgeschickt. Es bringt doch nichts, wenn wir beide hier rumsitzen. Außerdem nervt er mich. Wenn man ihn braucht, ist er nicht aufzufinden, oder er hockt einem ständig auf der Pelle.«

»Ich versuche doch nur zu verstehen, was hier los ist. Mehr nicht. Ich möchte, dass es dir gutgeht.«

»Warum sollte das nicht so sein?« Er starrt geradeaus auf die glatte, schimmernde Stahlwand und das beleuchtete *LL* auf der Digitalanzeige. »Es ist auch schon früher passiert, dass etwas schiefgelaufen ist.«

Ich habe keine Ahnung, wovon er redet. Allerdings ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, um ihn über eine Frau auszufragen, die er im Internet kennengelernt hat. Zumindest vermute ich, dass er darauf anspielt. Doch ich muss mit ihm darüber reden, dass er sich womöglich unprofessionell verhält und vertrauliche Informationen preisgibt.

»Wenn wir schon einmal beim Thema sind, würde mich interessieren, warum du überhaupt twitterst und weshalb Lucy dich angeblich dazu ermutigt hat«, meine ich zu ihm. »Ich möchte nicht in deinem Privatleben herumstochern, Marino, aber ich bin keine Anhängerin von sozialen Netzwerken, wenn



Patricia Cornwell

Knochenbett

Ein Kay-Scarpetta-Roman
Band 20

Taschenbuch, Klappenbroschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47854-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2015

Scarpetta ist als Zeugin im Prozess gegen einen Öl-Tycoon geladen, der seine spurlos verschwundene Ehefrau ermordet haben soll. Wenige Stunden zuvor wurde eine mumifizierte Frauenleiche aus dem Bostoner Hafen geborgen. Ist sie die Vermisste? Fieberhaft beginnt die berühmte Rechtsmedizinerin mit der Untersuchung, während die Anwältin des Angeklagten alles daran setzt, Scarpettas Reputation zu untergraben. Daneben machen Scarpetta noch ganz andere Probleme zu schaffen: Chefermittler Pete Marino gerät unter Mordverdacht, und Ehemann Benton Wesley scheint sich von ihr abzuwenden. Steuert sie beruflich und privat auf eine Katastrophe zu?

 [Der Titel im Katalog](#)